

„Es lohnt immer, den ganzen Menschen wahrzunehmen“

Ein Interview zur Praxis der humanitären Hilfe

INA BLÜMEL

Ina Blümel ist weltweit als humanitäre Helferin in Katastrophengebieten tätig. Als Krankenschwester startete sie 2003 ihren ersten Einsatz in den Iran. Heute verfügt sie über einen Master in International Health und gehört zu denen, die als Erste nach einem Ereignis vor Ort eintreffen und eine Bedarfsanalyse durchführen, auf deren Basis entschieden wird, welche Hilfe vor Ort benötigt wird. Sie war im Einsatz u. a. in Indonesien nach dem Tsunami (2004), beim Erdbeben Sichuan, China (2008), in Pakistan im Zuge der Überflutungen (2007 & 2010), sowie in weniger bekannten Naturkatastrophen und politischen Konflikten im Mittleren Osten, auf dem Afrikanischen Kontinent und in der Karibik. Ina arbeitet heute weitgehend freiberuflich für verschiedene Hilfsorganisationen.

Frage (F): Wie fängt ein Einsatz für Sie an? Sie sehen die Bilder in den Nachrichten und vier oder fünf Tage später kommt das Hilfsgesuch?

Antwort (A): Je nachdem, um was es sich handelt, hört man entweder über die Medien oder spezielle Plattformen im Internet von der Katastrophe. Seitdem ich freiberuflich arbeite, nehme ich oft selber den Hörer in die Hand und kontaktiere die Organisationen, von denen ich weiß, dass sie sich engagieren werden: „Ich habe die nächsten sechs Wochen nichts vor, könnt Ihr meine Hilfe gebrauchen?“. Oft habe ich ein zwei Tage, um zu packen und aufzubrechen, es kommt auch mal vor, dass es nur zwei bis drei Stunden sind.

Viele Organisationen haben mittlerweile Personal, das ihnen das ganze Jahr über zur Verfügung steht, in Entwicklungshilfeprojekten arbeitet und im Fall einer Katastrophe eingesetzt wird.

F: Wie läuft das auf der Arbeitsebene ab, also vom Anruf bis zur Analyse?

A: Ich habe die ersten Jahre hauptsächlich für verschiedene Rotkreuzgesellschaften gearbeitet und später auch für Ärzte der Welt, Merlin UK, Save The Children UK und kürzlich Goal Ireland. Im Grunde funktionieren alle ähnlich. Das Rote Kreuz hat in fast jedem Land nationale Rotkreuzgesellschaften, andere Organisationen arbeiten in vielen Regionen der Welt an längerfristigen Projekten. Wenn eine Katastrophe passiert, sind also oft schon Kollegen vor Ort und in der Lage, die Situation einzuschätzen und im Bedarfsfall um internationale Hilfe zu bitten. Der Vorgang, Hilfe zu mobilisieren, hat sich in den letzten zehn Jahren drastisch verändert, sowohl in den einzelnen Organisationen als auch organisationsübergreifend zwischen UN- und Nichtregierungsorganisationen (NGO's).

F: Ist es eine Voraussetzung für den Anruf, dass die Organisation schon vor Ort ist?

A: Nicht unbedingt. Es kommt auf das Ausmaß der Katastrophe an. Wenn eine Katastrophe vom Ausmaß des Erdbebens in Haiti 2010 eintritt, kommen oft alle zusammen, inklusive der zwei-Mann-Organisation mit einem Koffer Geld unterm Arm, die sich in der heimischen Kirche formiert hat. Das hat sehr viel mit dem Medienwirbel zu tun, der nach der Katastrophe entsteht und keinen unerheblichen Druck auf Organisationen ausübt. Die Entscheidung, ob Hilfe geleistet werden kann, hängt aber an einem viel komplexeren Netzwerk von Zusammenhängen, in dem das Mandat der Organisation, Personalfragen und Geldgeber die vielleicht wichtigsten Rollen spielen. Entscheidet man sich zu helfen, wird dann auch in Länder, in denen die Organisation keine Präsenz hat, ein Team entsendet, um die Situation zu analysieren und entsprechend Hilfe zu leisten.

F: Kennen Sie Kollegen, die im Namen einer Hilfsorganisation zum ersten Mal ein Land betreten haben?

A: Da gibt es einige Beispiele die mir einfallen, z. B. die Hilfeleistungen des Britischen Roten Kreuzes nach dem Tsunami 2004 auf den

Malediven. Die Malediven waren eines der wenigen Länder, die zu dem Zeitpunkt noch keine Rotkreuzgesellschaft hatten. Da haben die Kollegen in einem „Rotkreuz-leeren Raum“, gearbeitet. Neben der Soforthilfe ging es längerfristig auch darum, die Gründung einer nationalen Gesellschaft zu unterstützen.

F: Ist das eine andere Arbeitsorganisation in diesem Fall?

A: Es fehlt ein Stück weit die Infrastruktur, auf die man bauen kann. Doch auch wenn eine Organisation schon vor Ort etabliert ist, fällt die Infrastruktur oft genug durch die Katastrophe zusammen. Dabei geht es eher um schon bestehende Beziehungen zu Behörden oder Personal, das die Zusammenhänge kennt und einen durch die eventuellen Untiefen politischer oder kultureller Art leiten kann als um ein Bett, einen funktionierenden Drucker oder Generatoren, die hat man oft im Gepäck. Eine der größten Hürden, die es zu überwinden gilt, ist das Einstellen von Personal sowohl in Bezug auf Qualität als auch Quantität; und es ist für mich immer wieder ein schwieriger Balanceakt zwischen der Notwendigkeit, schnell zu handeln, und der Ruhe, die es bedarf, um neue Mitarbeiter gut anzuleiten, damit sie motiviert sind und qualitativ gute Arbeit leisten.

F: Man betritt ja wahrscheinlich nicht das Land wie der Papst, der zunächst den Boden küsst. Betritt man das Land mit einer bestimmten Scham?

A: Ich betrete ein Land immer mit dem Gefühl großer Dringlichkeit. Nach einem knappen Tag oder anderthalb mit den Bildern der Medien vor Augen werde ich unausstehlich, wenn ich nicht helfen darf. Mit meiner Berufserfahrung glaube ich, eine ganze Menge Antworten schon auf der Hand zu haben, plane ich, was zu tun ist, und kann nicht abwarten, beginnen zu dürfen. Mit der Einstellung komme ich an und falle oft erst einmal auf den Bauch, weil absolut jede Situation ihre eigenen Herausforderungen mit sich bringt und es sich jedes Mal anfühlt, als würde ich immer wieder neu lernen müssen.

F: Entsteht das dringliche Gefühl zu helfen durch Medienbilder?

A: Ich weiß noch, wie es war, als es nach dem schweren Erdbeben von Bam in den Iran ging. Das war mein erster Einsatz und meine Vorstellungen waren geprägt durch das, was wir in den Medien gesehen hatten und was man auch heute immer wieder hört: gefährliche

Krankheiten, Leichengerüche, Massengräber... Anfangs war es der große Drang zu verstehen, welche dieser Bilder korrekt sind und welche nicht. Heute weiß ich, dass z. B. Massengräber oft in unbegründeter Hysterie, aus übertriebener Sorge vor Seuchen entstehen und die Trauer der Hinterbliebenen erschwert, oder dass Leichengerüche nicht wie eine Wolke über einem Ort wabern. Die Leichen werden entsorgt häufig ohne Rücksicht auf kulturelle Gepflogenheiten. Ich schalte in einer Mischung aus Wut und Frustration über die immer wiederholte Pauschalisierung von „Katastrophe“ oft einfach den Fernseher aus und packe meine Sachen.

Inzwischen bedarf es keiner Bilder mehr. Es reichen der Anruf, dass etwas passiert ist, und das Wissen darum, dass ich Antworten darauf haben könnte, um loszuwollen. Es ist eher so, dass ich die Berichterstattung nicht ertrage, wenn ich nicht weiß, dass ich auf dem Weg bin, meinen Beitrag zur Linderung der Not zu leisten. Bei der anhaltenden Dichte von Kriegen und Krisen macht das auf Dauer schon ein wenig verrückt...

F: Sind Sie den Teams, die in den Katastrophengebieten an längerfristigen Projekten arbeiten, übergeordnet? Wie lassen sich deren Kräfte nutzen?

A: Bestehende Strukturen können ein großer Vorteil oder ein absoluter Albtraum sein, je nachdem, wie man wahrgenommen wird und natürlich auch, wie man sich verhält. Es gibt Kollegen, die alles blockieren, was man vorschlägt und umzusetzen versucht. Oft aber überwiegen die Vorteile. Im Roten Kreuz z. B. ist es klar, dass das Team entsendet wird, um die nationale Gesellschaft zu unterstützen. Die nationale Gesellschaft bleibt absolut federführend. Es ist ein wichtiger Teil der Arbeit festzustellen, in wie weit schon bestehende Beziehungen helfen können oder womöglich blockieren, und was wir machen können und müssen, um einerseits schnellstmöglich die bestmögliche Hilfe zu etablieren, ohne andererseits an den bestehenden Beziehungen oder schon erreichten Zielen eines längerfristigen Programms Schaden anzurichten.

F: Führen Sie die Bewertung, das *assessment*, durch?

A: Wenn es möglich ist, arbeite ich zusammen mit einem Counterpart, den ich in seiner Arbeit technisch unterstütze. Unter dem extremen Zeitdruck nach einer Katastrophe bin oft ich diejenige, die die Arbeit

plant und vorbereitet, und der Counterpart übernimmt erst im Laufe der Zeit die Verantwortung. Wir arbeiten oft in größeren Teams über die verschiedenen Bereiche hinweg miteinander. Das spielt vor allen Dingen in den ersten *assessments* eine große Rolle, weil im Bereich Gesundheit nichts erreicht werden kann, wenn die betroffenen Menschen nicht z. B. auch Zugang zu sauberem Wasser und ein Dach über dem Kopf haben.

F: Das *assessment* scheint für und im gesamten Prozess sehr wesentlich zu sein. Funktioniert es als Schaltstelle?

A: Auf jeden Fall. Das erste *assessment* entscheidet darüber, welche Hilfe in den folgenden Monaten geleistet wird. Der Druck, Entscheidungen zu treffen, von denen viele Menschen hoffentlich profitieren, ist sehr hoch. Das kann nervenaufreibend sein, ist aber auch der Teil an meiner Arbeit, der mir besondere Freude bereitet. Ich schrecke nicht vor der Verantwortung zurück und bin dankbar, inzwischen in der Position zu sein, die Richtung vorgeben zu können.

F: Was macht man konkret in einem *assessment*? Nimmt man einen Taschenrechner und sammelt quantitative Daten? Stellen Sie Statistiken auf, wie viele Menschen betroffen sind?

A: Das sind Teile eines *assessments*, aber für das große Bild, auf Grund dessen wir Entscheidungen treffen, reichen Zahlen auf keinen Fall aus. Es ist nicht nur wichtig zu wissen, wie viele Menschen z. B. Durchfall haben, sondern auch, wo und wie sie leben, wie die Situation vor der Katastrophe war, was sie über Krankheiten wissen, wie sie sich waschen, kochen, ob sie Decken haben, unter einem Moskitonetz schlafen und vieles mehr. Es reicht in der Eile manchmal, mit wenigen, wichtigen Vertretern bestimmter Gruppen zu sprechen, wie Frauen, Jugendlichen, Älteren, Gesundheitspersonal. Wir brauchen aber auch die Statistiken und Erfahrungsberichte von Kollegen, die schon seit Jahren in der Region arbeiten, müssen wissen, welche anderen Organisationen vor Ort sind, was sie planen und wo, damit man sich ergänzt und Hilfe nicht dupliziert – oder schlimmer noch Lücken in der Versorgung entstehen. Das ist wie ein großes Puzzle. Am wichtigsten ist es nach dem schnellen *assessment*, dass die erste Hilfe auslöst, weiter zu blicken, Fragen zu stellen, die in der Eile des ersten *assessments* keine Priorität haben konnten, immer wieder die Meinungen der betroffenen Menschen zu hören, sie in die Planungen einzubeziehen, ent-

sprechend die Hilfe zu erweitern und an die sich verändernden Bedingungen anzupassen.

F: Das heißt, es gibt auch Gespräche mit den unmittelbar Betroffenen, um ein Lagebild zu schaffen?

A: So ein *assessment* macht man in einem Team, in dem jeder klare Aufgaben und Kompetenzen besitzt. In einem Dorf oder Stadtteil angekommen, trennen wir uns nach kurzer Vorstellung und gehen unseren Fragen nach. Als Teamleitung fällt es oft mir zu, die offiziellen Gespräche mit Bürgermeistern oder Ministerien zu führen. Gespräche sind für mich im Grunde der wichtigste Bestandteil meiner Arbeit, weil ich alles andere auch von zu Hause aus machen könnte. Viel zu oft wird eine dramatische Situation von Leuten analysiert, die in der fernen Hauptstadt sitzen.

Uns stehen verschiedene Methoden zur Verfügung, um ein möglichst umfassendes Bild der Situation zusammenzutragen. Zum Beispiel den *trans sect walk*, bei dem man sich umschauf und die Situation einfach nur visuell aufnimmt. In *focus group discussions* spricht man mit einer möglichst homogenen Gruppe von z. B. Frauen oder Landwirten, medizinischem Personal, je nachdem, wen man vorab als besonders wichtig für das *assessment* identifiziert hat. Am Ende schließlich kommen wir zusammen, tragen unsere Erkenntnisse zusammen, diskutieren und versuchen, gemeinsam auf einen Nenner zu kommen, indem wir unsere Informationen triangulieren.

F: Warum ist Ihnen das Interview mit dem Menschen vor Ort wichtiger als die Statistik?

A: Für mich ist die direkte Begegnung wichtig, weil ich ansonsten Gefahr laufe, meine eigenen Prioritäten als die der Empfänger unserer Hilfe vorauszusetzen. Als Medizinerin gilt meine Sorge vorrangig der Gesundheit der Bevölkerung, die der Betroffenen kann jedoch ganz woanders liegen. Oft denken wir, die Prioritäten lägen auf Essen, Trinken und trockenen und sauberen Schlafstätten. Aber für viele Menschen liegen die Prioritäten ganz anders: Da geht es darum, zunächst die verlorenen Nachbarn wiederzufinden. Auch wird Geld benötigt, um auf dem Markt Dinge zu kaufen, z. B. Samen, weil die Pflanzzeit vor der Tür steht, Ziegen oder Kamele, weil die eigene Herde in der Dürre umgekommen ist. Häufig stehen sie noch unter dem Eindruck der schrecklichen Ereignisse, haben Angst, dass ihre Tiere

wieder sterben. Erstaunlich oft wird um Schulen für die Kinder und Ausbildung für die Jugendlichen gebeten, bevor es um Krankenversorgung geht.

Wenn ich nicht frage, kann ich nur darauf hoffen, mit meiner Planung aufgrund meiner langjährigen Erfahrung grob richtig zu liegen; frage ich jedoch, so bemerke ich, dass wir auf etwas achten müssen, das mir so noch nicht begegnet ist. Man lernt jedes Mal viel Neues, egal ob man Land und Leute schon kennt – und auch nach zehn Jahren stolpere ich immer noch über meine Vorurteile. Klapperdünne Kühe bedeuten nicht immer gleich Dürre, sprich Hungersnot, sondern können für die Schuhproduktion gezüchtet und extraknochig gehalten werden, um schöneres Leder zu ergeben. Menschen ohne Schuhe – als mein ultimativer Hinweis auf große Armut – sind auch ein schlechter Indikator, denn manche Menschen tragen ihre Schuhe in der Regenzeit gerne auf dem Kopf, um sie nicht zu verschmutzen! Es lohnt immer, den ganzen Menschen wahrzunehmen. Ein *assessment* gut zu machen und Schlüsse daraus zu ziehen, die dann die richtige Hilfe auslösen, ist für mich das Wichtigste an meinem Beruf. Ich habe immer wieder Sorge, dass uns das unter dem unglaublichen Zeitdruck, der nach einer Katastrophe herrscht, nicht sorgfältig genug gelingt.

F: Gibt es eine bestimmte Methode, um die *assessments* zu optimieren und das Gelingen zu garantieren?

A: Für *assessments* gibt es natürlich viele Methoden, die auch organisationsübergreifend verwendet werden, damit Informationen verglichen werden können. Ich finde das sehr wichtig und versuche gerne, mich der verschiedenen Methoden zu bedienen, oft genug stößt man jedoch in der Realität auf Grenzen, vor allem, wenn es um so sensible Fragestellung wie sexuelles Verhalten oder Gewalt in der Familie geht. Deshalb reichen mir vorformulierte Fragebögen nicht aus. Für mich hat meine Arbeit viel mehr damit zu tun, sich aus der Situation heraus neue Informationen und ein Verständnis für die Probleme zu erarbeiten.

Es ist mir ein Rätsel, wieso gerade ich so gern *assessments* durchführe, denn es gibt für mich nichts Schwierigeres, als Fragen zu stellen. Oft ist schon unser Erscheinen ein großer Hoffnungsschimmer für Menschen in Not und die Erwartungshaltung entsprechend hoch. Man dringt in ganz persönliche Bereiche vor, nimmt alles unter die Lupe und hat – wenn überhaupt – nur pauschalisierte Lösungen anzubieten.

Das beginnt damit, dass man um Einlass in das Zuhause, oft nur eine kleine Hütte, bittet, und sich dann durch seinen Fragenkatalog arbeitet bis hin zu der Frage, ob das Familienoberhaupt seine Familie ernähren kann oder nicht. Für mich ist das eine der intimsten Fragen, die man stellen kann. Trotz guter Vorbereitung weiß ich vor einem Gespräch oft nicht, ob wir die Möglichkeit haben, in genau dieses Dorf zurück-zukehren oder genau dieser Familie zu helfen, und wie diese Hilfe aussehen wird. Häufig entsteht also ein großes Missverhältnis zwischen den mir entgegengebrachten Erwartungen und dem, was ich potentiell geben kann. Das ist ein schmaler Grat, auf dem man wandert; oft genug sitze ich nach dem *assessment* im Auto und hoffe, nie wieder durch dieses Dorf fahren zu müssen, denn sie haben alles Recht, mit Steinen nach mir zu werfen.

F: Wie verhält man sich in so einem schwierigen Gespräch, in der Hütte?

A: Das liegt ganz an der Kultur des Landes, und es gehört zu meinen Hausaufgaben, schon vorher zu wissen, wie man am besten fragt, wo man sitzt und mit wem man spricht. Oft benutzen wir halb strukturierte Gesprächsleitfäden, um nicht rigide Katalogfragen abzuhaken. Manchmal kommt man schnell zum Punkt, weil man spürt, den Menschen liegt ihr Anliegen schon auf der Zunge, dann wieder lässt man sich Zeit, spricht über vermeintlich Belangloses, bis man auf Umwegen auf die wichtigen Themen zu sprechen kommt. Oft passiert es, dass ich als Frau nicht direkt mit meinem männlichen Gegenüber sprechen kann. Dann wird mein Fahrer zum Gesprächsführer. Ich bin an der Information interessiert und fühle mich persönlich nicht angegriffen, wenn ich als Frau vermeintlich weniger geachtet werde wie mein männlicher Begleiter. Eine ähnliche Haltung habe ich auch gegenüber dem Kopftuchtragen. Ich habe natürlich eine persönliche Meinung, wenn es aber darum geht, meine Arbeit zu leisten, und das Tragen eines Kopftuches quasi ein Teil der Voraussetzungen dafür ist, dass Hilfe geleistet werden kann, dann trage ich es natürlich.

F: Gibt es in dieser existenziellen Situation Gesprächsrituale?

A: Auf jeden Fall gibt es Rituale, die sich oft auch in der Krise noch durchsetzen. Aber es kann auch zu einer aus der Situation entstehenden vollkommenen Veränderung des Normalen kommen. Ich erinnere ein Beispiel aus dem Iran [Erdbeben in Bam 2003, Anm.], wo in den

ersten 28 Tagen, der offiziellen Trauerphase, sehr viel möglich war, das nach deren Ende undenkbar erschien. Emotionen, Trauer und die Überwältigung haben die bestehenden Normen zeitweilig ausgesetzt: Geschlecht, Kleidung, Umgangsform wurden belanglos, wichtiger wurde es, sich mitteilen zu können. Ich erinnere besonders die große Mitteilungsbedürftigkeit der Menschen. Nach einem anstrengenden Monat direkt nach dem Erdbeben durfte ich nach Hause, abgelöst wurde ich von einem zweiten Team, das ich von Berlin aus weiter betreut habe. Meine Kollegen hatten eine vollkommen andere Wahrnehmung der Situation. Eine rigide Haltung im Umgang mit fremden Menschen kehrte zurück, ein traditioneller Kleidungsstil wurde verlangt und besonders meine Kolleginnen stießen an Grenzen, die uns in den ersten Wochen nicht bewusst waren.

F: Suchen sich die Menschen in den Gesprächen auch Vorteile zu verschaffen?

A: Gerade in sich wiederholenden Krisen, wie zum Beispiel Fluten oder großen Dürreperioden, hat man immer wieder auch mit Menschen zu tun, die genau wissen, wie sie ein Gespräch beeinflussen, wie sie den Eindruck erwecken können, besonders bedürftig zu sein. Sie kennen die wirksamen Bilder: Die mageren Kinder werden gezeigt und die kräftigeren zum Spielen hinter den Zaun geschickt. Mit der Zeit bekommt man ein Gefühl dafür, woran man ist, auch weil ein *assessment* sich aus mehr zusammensetzt als dem einen Gespräch. Bild und Sprache und Daten – miteinander abgeglichen – geben mir letztendlich ein relativ korrektes Bild. Im Gespräch selbst gibt es einen Punkt, an dem man spürt, das ist kein Manipulationsversuch, sondern eine einfache Schilderung des oft Unfassbaren. Ich bin unendlich dankbar, wenn jemand das Vertrauen aufbringt, sich mir mitzuteilen. Gleichzeitig entsteht ein gewaltiger Druck, einerseits helfen zu wollen, und es andererseits nicht so auf sich wirken zu lassen, dass man beim nächsten Schluck aus der Wasserflasche ein schlechtes Gewissen bekommt.

F: Merkt man eine Veränderung in den sozialen Strukturen, Regeln und Ritualen während einer Katastrophe? Gibt es ein Gespür für den Punkt, an dem die letzten stützenden Elemente eines menschlichen Lebens nicht mehr halten, wo es wirklich brüchig wird, wo das Ärmchen so dünn wird oder die Mütter sich vollkommen aufopfern?

A: Ich denke, dass dies vor allem im Angesicht plötzlich einsetzender Katastrophen geschieht, wenn ohne Vorwarnung der Verlust von Familienmitgliedern, von Haus und Hof, von Nachbarn und Freunden eintritt oder auch von Strukturen wie Gesundheitsfürsorge oder Polizei. Die Frage erinnert mich vor allem an die Situation im Norden Sumatras nach dem Tsunami 2004.

Nach Einsätzen im Iran und Sudan erlebte ich in Sumatra zum ersten Mal die Aufhebung der Unterscheidung zwischen mir als ausländischem, nicht die Sprache sprechenden, visuell nicht ins Bild passenden Wesen und den Menschen vor Ort. Trotz der schwierigen Bedingungen waren wir sehr schnell dort. Die Zerstörung war unbegreifbar, Überlebende und Helfer waren physisch und emotional vermutlich an ihren absoluten Grenzen. Und in diesem Zustand langandauernder Grenzerfahrung hatte ich das Gefühl, dass sich alle Unterschiede aufheben zwischen verschiedenen Religionen, Kleidungs- und Lebensstilen und Wahrnehmungen. Mir scheint, je grösser die Zerstörung, umso unwichtiger – wahrscheinlich stilisiere ich das etwas zu sehr – werden die Differenzen. Ich glaube, man wird mehr Mensch, je größer die Katastrophe ist, und weniger Teil von Kultur und Institutionen. Ein Land, in dem mir dieses Phänomen am wenigsten aufgefallen ist, trotz großer Krisen ist Pakistan. Ganz besonders der Norden ist sehr religiös und hatte damals gerade einen Konflikt mit politisch-religiösem Hintergrund. Da löste sich nichts auf.

F: Wie geht man damit um, wenn die Menschen um Hilfe bitten? So selbstverständlich ist es ja nicht. Auf der staatlichen Ebene wird in politikwissenschaftlichen Zusammenhängen von Staatszerfall und Souveränitätsverlust gesprochen, aber auf der kleinen Ebene in der familiären Struktur begegnet man dem doch viel unmittelbarer.

A: Das ist ein schmaler Grat. Im *assessment* erfährt man, was die Familie, der Familienvater, das Dorf, die Gemeinschaft selber leisten, um die Situation zu bewältigen. Das hat auch viel mit dem Staat zu tun. Erwarten die Menschen, dass sie Hilfe bekommen, sitzen sie da und legen die Hände in den Schoß. Dann ist es oft schwer für mich, nicht vollkommen unprofessionell zu werden und zu fragen, meint ihr nicht, ihr könnt mal dies oder das versuchen? Auf der anderen Seite begegnet man Familien oder Dorfgemeinschaften, die trotz Aufwendung all ihrer Fähigkeiten am Ende ihrer Ressourcen und Kräfte sind. Dann finde ich es wichtiger, sie darin zu bestätigen, was von ihnen schon geleistet

wurde, als mit seiner Hilfe wie ein guter Samariter anzukommen, der jetzt alle rettet; wichtiger, einfach nur ganz pragmatisch zu sagen: Phantastisch, was ihr bisher geleistet habt. Was können wir gemeinsam tun, um weiter zu kommen? Am Schönsten ist es, etwas unterstützen zu können, das als Dynamik, und sei sie noch so schwach, aus den Menschen selbst hervorkommt.

F: Wie sind Sie gekleidet? Uniformiert?

A: Das kommt auf den Kontext an. In vielen Einsatzorten ist es sehr heiß: dünne Baumwolle, langarmig, gemütlich. Kopftuch und lange weite Kleidung in muslimisch geprägten Ländern. Selten formell, es sei denn, es handelt sich um offizielle Termine. Oft haben unsere T-Shirts Aufdrucke der jeweiligen Organisation, damit man uns auseinanderhalten kann.

F: Worüber entscheiden Sie genau?

A: Ich analysiere und schlage vor, welche Hilfe angebracht ist. Und dann wird auf einer anderen Ebene entschieden, ob und in wie weit die Vorschläge, die *recommendations*, die ich mache, finanziert werden können.

F: Bedeutet das, die *recommendations* werden angepasst an die Adressaten geschrieben?

A: Ich formuliere so objektiv wie möglich, welche Situation ich/wir vorgefunden haben und welche Lösungsansätze ich/wir für richtig halten. Dabei geht es natürlich um den Adressaten, ich muss aber auch bedenken, welcher Rahmen mir/uns zur Verfügung steht, wie viel Geld kann beantragt werden, geht es nur um Gesundheit oder auch um andere Bereiche, wie kann man möglichst effektiv mit den Mitteln, die potenziell zur Verfügung stehen, umgehen? Wie alle meine Kollegen bin ich inzwischen relativ geschickt im Formulieren von Dringlichkeiten. Worte wie *strongly*, *definite*, *absolute*, *precarious* werden vorsichtig und strategisch eingesetzt. Ich gerate oft genug ins Kreuzfeuer der Gespräche mit meinen Auftraggebern, die wissen wollen, was ich damit meine, wenn ich *strongly recommended* schreibe, oder wann ich absolut von etwas überzeugt bin. Meine Berichte landen direkt bei den großen Geldgebern, und immer häufiger sitzt man während einer Katastrophe vor einem Vertreter z. B. von ECHO (European Commission

Humanitarian Office), der Abteilung für Entwicklungshilfe in der Europäischen Kommission, und muss sich rechtfertigen.

F: Wen gibt es neben ECHO?

A: Es gibt unzählige Geldquellen, und viele Organisationen bewerben sich um dieselben Gelder. Größere Summen kommen oft von den Außenämtern finanzstarker Länder oder aus der Europäischen Union, DFID (Department for International Development) z. B. ist der humanitäre Zweig des Britischen Außenamtes, OFDA (Office for Foreign Disaster Assistance) der des US-Amerikanischen, CIDA (Canadian International Development Agency) mit C gehört zur Kanadischen Regierung und SIDA (Swedish International Development Cooperation Agency) mit S zu Schweden. Viele Organisationen erhalten auch große Summen direkt aus Spendenaufrufen der Bevölkerung. Das Amerikanische Rote Kreuz hat für die Hilfe nach dem Erdbeben auf Haiti 480.000.000 USD aus privaten Spenden erhalten und wurde damit selbst zum Finanzier anderer Hilfsorganisationen vor Ort. Es ist fast unmöglich, als einzelne Organisation so viel Geld sinnvoll in Hilfe umzuwandeln.

F: Wer sind die anderen Akteure vor Ort?

A: Es gibt unzählige Nichtregierungsorganisationen, die UN, die Rotkreuzbewegung, Ärzte Ohne Grenzen und viele mehr. Interessanter aber finde ich, wie sich die Arbeit zwischen den verschiedenen Mitarbeitern einer einzelnen Organisation aufteilt. Es gibt die klassischen Entwicklungshelfer, die uns Soforthelfer ganz furchtbar finden, weil wir – ihrer Empfindung nach – auf oft jahrelang gepöppelten Beziehungen herum trampeln und kurzfristig das gesteckte Ziel auf „Lebenserhaltung“ und nicht „Lebensverbesserung“ umpolen. Als ich mit meiner Arbeit begonnen habe, gab es nur den Katastrophenhelfer und den Entwicklungshelfer, die sich Stirn an Stirn gegenüberstanden. In den letzten Jahren ist noch eine Sparte in der Mitte entstanden. Die sogenannten Wiederaufbau- oder *early recovery* Spezialisten bilden eine Brücke zwischen den lebensrettenden und erhaltenden Maßnahmen der Katastrophenhelfer und dem Bestreben, für dauerhaft verbesserte Lebensumstände zu sorgen. Dieses *built back better* haben sich die *early recovery* Spezialisten auf ihr Schild geschrieben. Da ist eine Katastrophe oft ein sich öffnendes Gelegenheitsfenster, in dem in relativ kurzer Zeit Dinge auf den verschiedensten Ebenen entstehen oder ver-

ändert werden können, für die sonst Jahre oder Jahrzehnte benötigt würden.

F: Ist der *early recovery* Mitarbeiter somit eher der Entwicklungshilfe zuzuordnen? Er nutzt das Katastrophenfenster, um schneller umzusetzen, wofür der Entwicklungshelfer naturgemäß mehr Zeit braucht?

A: Das ist meine Interpretation der Dinge. Die *early recovery* Sparte gibt es noch nicht lange. Ich treffe sie immer häufiger im Feld und finde es spannend zu sehen, wie es ihnen dank der Position, die sie einnehmen, gelingt, das große Bild zu sehen, Zusammenhänge zu erkennen, die mir oft in der ersten, sehr arbeitsintensiven Phase der Arbeit entgehen. Zugegebenermaßen bin ich auch ein wenig ‚neidisch‘. Die *early recovery* Spezialisten gehen weiter und nehmen eine Komplettanalyse der gesamten Situation vor, beurteilen, welche politische Situation im Land herrscht, die vorherige Situation und die aktuelle und welche Möglichkeiten existieren. Pakistan mit seinen immer wiederkehrenden Fluten ist ein spannendes Beispiel: Wie kann man trotz schwierigster politischer und kultureller Lage sinnvolle Hilfe leisten, die langfristig die Lebenssituation der Betroffenen verbessert? Oft muss man sich damit zufriedengeben, dafür gesorgt zu haben, die Bevölkerung für die nächste Flut besser zu wappnen, und auch das ist leider nicht immer der Fall.

F: Inwieweit bereitet die Entwicklungshilfe Pfade für Einflussnahme sowohl ökonomischer, politischer als auch militärischer Art, wie z. B. in Haiti. Haben Sie Zusammenarbeit mit dem Militär erlebt?

A: Die Zusammenarbeit mit dem Militär hängt von vielen Faktoren ab. Neutralität ist notwendig, um ungehindert und unvoreingenommen Hilfe leisten zu können, setzt geradezu voraus, dass Hilfsorganisationen sich vor allem in Konfliktsituationen ganz klar distanzieren. Es gibt spezielle Schulungen in *civil-military-cooperation* für Mitarbeiter von Hilfsorganisationen. Wichtig ist, dass die Trennung deutlich bleibt zwischen humanitärer und militärischer Hilfe. Wenn Soldaten als humanitäre Helfer auftreten, wird diese Grenze verwaschen, unsere Neutralität gefährdet, unsere Arbeit und unser Leben.

Vor allem den *beneficiary* trifft die häufig fehlende Ununterscheidbarkeit: An einem Tag erleben sie Luftangriffe durch Helikopter und am nächsten Tag werfen Helikopter Brot ab. Es gibt einen Punkt, an dem das Militär eher verhindert als hilft. Häufig ist das Militär uns

dennoch eine große Hilfe. In Sumatra nach dem Tsunami zum Beispiel hatten wir US-Militär- und auch deutsche Bundeswehrhelikopter non-stop zur Evakuierung von Patienten im Einsatz.

In diversen Situationen war ich für Militärhelikopter sehr dankbar, denn mein Ziel ist es, Menschen zu helfen. Die Entscheidung, ob militärische Hilfe angenommen wird, fällt oft auf höherer Ebene und das ist auch gut so, weil mir in der Notsituation Leben zu retten wichtiger erscheint als die potentiellen Konsequenzen von militärischer Unterstützung.

F: Ist es nicht häufig so, dass der Zustand nach der Katastrophe dem vor der Katastrophe gleicht. Resignieren Sie nicht in diesem Fall.

A: Nein! Da sind wir wieder beim *window of opportunity*. Wenn, wie z. B. in der Sahel Zone oder am Horn von Afrika eine Dürreperiode ein Ausmaß annimmt, dass die Not in das Bewusstsein der internationalen Gesellschaft dringt, dann hat man die Gelegenheit, Gelder zu generieren, die sich sonst nicht mobilisieren lassen. Das ist eigentlich eine sehr traurige Sache, denn es handelt sich oft genug um chronische Probleme, deren Lösungen eher in der Verhinderung ihrer immerwährenden Wiederholung, ihrer Ursachen liegen als in der Soforthilfe. Es ist mir wichtig, dass unsere Projekte auch darauf abzielen, diese Wiederholung zu verhindern oder zumindest in ihrem Ausmaß zu reduzieren.

F: Wo und wie erfolgt dieser Katastrophenerklärungsprozess? Muss er nicht an vielen verschiedenen Orten politisch erklärt werden?

A: Oft ist es tatsächlich so, dass nicht Standards, sondern politische Interessen das Deklarieren einer Katastrophe bestimmen. Im Gesundheitsbereich kann man das sehr oft beobachten. Ein internationaler Standard z. B. ist, dass ein einziger laboratorisch bestätigter Fall von Cholera einen Ausbruch der Seuche, also eine Epidemie, definiert. Je nach politischer Notlage wird gerade Cholera entweder unter den Tisch gekehrt oder besonders hervorgehoben.

Die Äthiopische Regierung verneint das Vorhandensein von Cholera in ihrem Land, auch wenn alles dafür spricht, dass die Krankheit endemisch ist. In Simbabwe war es zur Zeit des großen Ausbruchs 2008-2009 genau das Gegenteil. Cholera wurde politisiert, die internationale Aufmerksamkeit entsprechend genutzt.

Es ist die souveräne Aufgabe des entsprechenden Gesundheitsministeriums, den Ausbruch einer Epidemie zu deklarieren. Der Regierung unterstellt und von Medien und Hilfsorganisationen bedrängt, handelt es sich dabei oft um eine politisch motivierte Entscheidung.

F: Mit der Deklaration der Katastrophe bekommen Hilfsorganisationen ihr Geld von einem der großen Geldgeber, z. B. dem Auswärtigen Amt. Die treffen die Entscheidung, spontan Geld zu geben. Läuft diese Entscheidung über die Botschaften vor Ort? Oder ruft die WHO an und sagt: Das muss zu einem Desaster erklärt werden? Wie funktioniert dieses Netzwerk? Es scheint ja nicht DEN Souverän zu geben.

A: Das ist von Organisation zu Organisation unterschiedlich. Es bestehen natürlich Beziehungen oder auch Abkommen, die dafür sorgen, dass Gelder relativ schnell zugesagt werden. Oft haben gerade die größeren Organisationen auch spezielle Fonds, aus denen sie erst einmal schöpfen, um handeln zu können, und die dann später gegenfinanziert werden. Die Finanzierung wird oft aufgrund der Informationen, die aus dem ersten *assessment* kommen, zugesagt. Es besteht auch für die Geldgeber ein gewisser Druck, das zur Verfügung stehende Geld zu investieren, und oft spielen historische Erfahrungen eine Rolle bei der schnellen Zusage. Etablierte Organisationen wie das Rote Kreuz oder Ärzte ohne Grenzen haben dabei große Vorteile gegenüber jüngeren oder kleineren Organisationen. Die Zusammenarbeit mit Botschaften oder Geldgebervertretern vor Ort spielt immer eine große Rolle.

F: Braucht es denn dafür überhaupt die Erklärung der Katastrophe?

A: Nein, das braucht es nicht. Es braucht eine klare Analyse der Situation und entsprechende Mechanismen, um Gelder zu mobilisieren und Hilfe bereitzustellen. Es hilft natürlich, wenn eine Katastrophe erklärt wird – Medien spielen dabei eine große Rolle.

F: Trägt die humanitäre Hilfe dazu bei, dass der Begriff der Katastrophe häufiger benutzt wird? Man würde meinen, wenn irgendjemand Interesse daran hat, dass etwas Katastrophe genannt wird, ist es eine auf Spenden angewiesene Organisation. Freut man sich als Ärzte-Ohne-Grenzen-Mitarbeiter oder auch beim DRK, wenn Claus Kleber in den Nachrichten endlich von einer Katastrophe spricht?

A: Das hängt sehr von der Katastrophe selbst ab. Gerade bei schleichenden Katastrophen wie einer schwerwiegenden Dürre ärgere ich

mich persönlich eher, weil der Zeitpunkt der Deklaration scheinbar wahllos gewählt wird. Weil wir entweder schon Tage, Wochen und Monate um Hilfe ringen und wirklich professionell mit Beweisen für die Katastrophe aufwarten und dennoch nichts passiert. Und dann haben wir eine Sommerlücke in der Berichterstattung oder ein politisches Dilemma muss übertüncht werden und plötzlich wird etwas eine Katastrophe genannt. Aber dann wiederum funktioniert manchmal das Timing, und man sagt, ja, danke, genau das haben wir jetzt gebraucht. Ich habe ja schon die Mandate verschiedener Organisationen erwähnt – und Berichterstattung, die auf eine Katastrophe aufmerksam macht, sich für oder gegen bestimmte Vorkommnisse ausspricht, ist bei vielen Organisationen ein wichtiger Bestandteil ihres Mandates. Deren Umgang mit dem Begriff ist sicher ein Anderer als mein persönlicher.

F: Dann ist die Verwendung des Katastrophenbegriffs in dem Moment am besten, wenn er am meisten nützt?

A: Das ist eine schwierige Frage, die aus verschiedenen Blickwinkeln sicherlich eine spannende Debatte auslösen würde. Für mich persönlich spielt der Begriff kaum eine Rolle. Mir ist wichtig, dass eine Situation analysiert und entsprechend gehandelt wird. Wenn die Instrumentalisierung des Begriffes etwas Positives für die Menschen bewirkt, würde ich nicht davor zurückschrecken, ihn einzusetzen. Und ihn zu benutzen, ohne zu handeln, ist eine Farce, unangenehm und traurig in meinen Augen. Im Grunde ist das die Antwort.

Das Interview führten Marie Bartels und Leon Hempel.